



Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2021

Michael A. Meyer: Leo Baeck. Rabbiner in bedrängter Zeit. Eine Biographie.

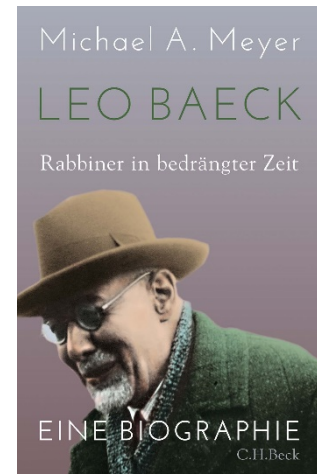
München: C. H. Beck, 2021, 364 S., ISBN: 978-3-406-77378-5

Bedenkt man Leo Baecks späteres Renommee, war der Anfang seines Lebens eher unscheinbar. 1873 kam er in der Posener Kleinstadt Lissa unweit der deutsch-polnischen Grenze in einer Rabbinerfamilie zur Welt. Der Vater wies ihn in die Quellen jüdischer Gelehrsamkeit ein, die gleichfalls aus einem traditionellen Haus stammende Mutter sorgte für das Wohl der elfköpfigen Familie. Leo Baecks Jugend scheint bemerkenswert glücklich gewesen zu sein. Jedenfalls erinnerte er sich gern an das deutsch-jüdische Zusammenleben, das er einmal mit den elegischen Worten charakterisierte: „Es ist eine versunkene Welt, aber es war doch eine Welt.“ (S. 19). Freilich bleiben gewisse quellenkritische Zweifel bestehen, da Originaldokumente fehlen und der Blick zurück oft manches verklärt.

Schon früh entschied sich Leo Baeck dafür, dem väterlichen Vorbild zu folgen. Mit 17 Jahren verließ er Posen, um an den angesehenen jüdischen Ausbildungsstätten in Breslau und Berlin zu studieren. 1897 legte er das Rabbinatsexamen ab und erhielt die erste Stelle. Seine berufliche Tätigkeit in Oppeln, Düsseldorf und schließlich Berlin nahm er sehr ernst. Um für alle Besucher der Synagoge verständlich zu sein, ließ Baeck sich sogar von einer Schauspielerin Sprechunterricht geben. Charakteristisch für ihn war ein streng sachlicher Argumentationsstil. Anfangs dürfte dies in den Gemeinden für Irritation gesorgt haben, aber das nüchterne Auftreten passte zu seinen rationalistischen Überzeugungen. Traditionsbewusst, gebildet und tolerant plädierte er für ein liberales Judentum, das sich am Ideal der Gerechtigkeit orientierte.

Baecks Einstellung zu seinem Beruf war von einer tiefgreifenden Ambivalenz geprägt. Er reagierte aufgeschlossen auf neue geistige Strömungen und hegte gleichzeitig Sympathien für konservative Werte, die bei einem liberalen Rabbiner erstaunen mussten. Seiner intellektuellen Kreativität und seinem politischen Engagement schadete dies nicht. Energisch trat er Adolf Harnack entgegen, der in seinen Vorlesungen über das Wesen des Christentums eine Vorrangstellung der eigenen Religion behauptet hatte, und machte sich als Verteidiger des Judentums einen Namen. Damit verbunden war eine beträchtliche Skepsis gegenüber dem Luthertum, das er im Unterschied zum Calvinismus als allzu autoritätshörig betrachtete. Große Hochachtung brachte er Hermann Cohen entgegen. Mit dem Haupt der Marburger Schule des Neukantianismus teilte er nicht nur das Interesse an den Quellen des Judentums, sondern auch die Überzeugung, dass sich der Mensch zuerst vor Gottes sittlichen Geboten zu bewähren habe. Im Unterschied zu Cohen stand Baeck allerdings auch dem Zionismus offen gegenüber. Bei allem Einsatz für universale Werte schien es dem liberalen Rabbiner nicht verwerflich, für das jüdische Volk einen sicheren Ort zu fordern.

Viele Vorstellungen aus der Jugend behielten für Baeck ihre Verbindlichkeit. Im Ersten Weltkrieg identifizierte er sich mit dem preußischen Staat und war einer der ersten von sechs Feldrabbinern. Baeck erfüllte seine Pflichten genau, obwohl die bei Kriegsbeginn geäußerten Hoffnungen



auf vollständige Integration gewiss illusionär waren. Gleichzeitig ist seine intellektuelle Aufgeschlossenheit bemerkenswert. Er konnte utopischen Vorstellungen vom „neue[n] Juden“ (S. 91) etwas abgewinnen und begeisterte sich für Rudolf Ottos Gedanken vom „Heiligen“. Außer Frage stand die schroffe Ablehnung des Machtstaats, der ohne ein rechtliches Fundament notwendig zur Selbstzerstörung führen müsse. Baeck war keineswegs blind für die Schattenseiten des Kaiserreichs, aber er weigerte sich, ihnen größere Bedeutung zuzumessen. Besonders deutlich zeigt sich der normative Zug seiner Weltsicht beim Umgang mit dem seit 1914 rasch stärker werdenden Antisemitismus. Weil er annahm, dass die Tage dieser Ideologie ohnehin gezählt seien, lehnte er es ab, sich mit ihren hasserfüllten Vorurteilen auseinanderzusetzen.

Baeck konzentrierte seine Kritik auf die Vorstellungen „romantischer Religion“, die seiner Auffassung nach den zeitgenössischen Protestantismus viel zu stark prägten. Hier sah er die tiefere Ursache für eine Gefühlsseligkeit, die mit der scharfen Akzentuierung sittlicher Prinzipien, dem „du sollst“ der Bibel, unvereinbar sei (S. 95). Das war eine einseitige Beurteilung des Christentums, die mit einer skeptischen Einschätzung des Zeitgeists einherging. Baeck argwöhnte, dass die Weimarer Republik mit ihrem Kult des Individuums die Stabilität religiöser Gemeinschaften gefährde. Seine Sympathie galt aristokratischen Denkern wie dem Grafen Keyserling, die Überzeugungen des Kaiserreichs in die Republik hinüberretten wollten. Trotz beträchtlicher Offenheit für neue Entwicklungen hielt Baeck in hohem Maße an der Tradition fest. Erstaunlicherweise schaffte er es immer wieder, sein komplexes Weltbild nach außen zu vermitteln; vielleicht, weil seine Persönlichkeit über allen Zweifel erhaben war. Als gesprächsbereite Integrationsfigur bekleidete er seit den zwanziger Jahren wichtige Positionen, die vom Vorsitz des Rabbinerverbands bis zur Präsidentschaft der B'nai-B'rith-Logen reichten.

Baecks Idealismus begünstigte gelegentlich Illusionen. Wie viele deutsche Juden glaubte er, dass die „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten ein „Regimewechsel“ (S. 130), aber kein fundamentaler „Umschwung“ sei. Oder er bezeichnete Hindenburg als einen „Felsblock“ (S. 131), der Hitlers diktatorische Wünsche bekämpft habe. Doch die Beurteilung des Nationalsozialismus als menschenverachtend stand für ihn außer Frage. Acht Monate nach der „Machtergreifung“ wurde er Präsident der Reichsvertretung deutscher Juden – ein ungemein schwieriges Amt, das gleichzeitig Kooperation und Selbstbehauptungswillen erforderte. In welchem Ausmaß dies Baeck gelang, ist von jeher umstritten, kein Zweifel besteht an der Lauterkeit seiner Gesinnung, mit der er bedrängten Glaubensgenossen beistand und den Durchhaltewillen stärkte. Die dringend notwendige Armenfürsorge reorganisierte er von Grund auf.

Das Leben wurde für Baeck immer schwerer: 1937 starb seine Frau Ruth, die ihm eine große Stütze gewesen war. Die Novemberpogrome 1938 machten unmissverständlich deutlich, worauf die nationalsozialistische Judenpolitik zielte, und im Herbst 1941 begannen die Deportationen. Schon früh wusste Baeck um die Vernichtungslager im Osten, aber er weigerte sich, die Betroffenen zu informieren – vielleicht, weil er ihnen in ihrer ausweglosen Situation nicht die letzte Hoffnung nehmen wollte. Im Januar 1943 kam er selbst nach Theresienstadt, ein Lager, das die Nationalsozialisten in ihrem grenzenlosen Zynismus gern zum friedlichen Altersheim stilisierten. Dort starben seine drei Schwestern und unzählige andere Menschen. Er selbst scheute keine Gefahr, spendete immer wieder Trost und überlebte bis zur Befreiung.

In der Nachkriegszeit war Baeck ein Gegner aller faulen Kompromisse. Er hob die Brutalität der Hitler-Jugend hervor und monierte, dass der weithin geschätzte Historiker Friedrich Meinecke einen kulturellen Neuanfang beschwor, aber über den moralischen „Bankrott der Universitäten“ nach 1933 schwieg. Von gegenseitiger Achtung war hingegen der Kontakt zu Theodor Heuss geprägt, der in dem Gelehrten „einen modernen Nathan“ sah (S. 261). Rasch wurde der in London lebende Baeck zu einer hoch geachteten internationalen Figur. In den USA, deren demokratische Kultur er bewunderte, stellte er sich in die freiheitliche Tradition Abraham Lincolns. Er begrüßte die israelische Staatsgründung, warnte aber schon bald vor Anmaßungen des dortigen Oberrab-

binats. Gleichzeitig war sein Sinn für Selbstkritik in einem langen Leben nicht schwächer geworden: Schiere Apologie stoße rasch auf Grenzen, nur ein Judentum mit „Ecken und Kanten“ werde auf ehrliche Menschen „Eindruck machen“ (S. 285).

Michael A. Meyer hat eine souveräne Biographie geschrieben, die auf knappem Raum eine Vielzahl schwieriger Probleme meistert. Baecks konservative Überzeugungen, die heute so leicht irritieren, deutet er als wichtige Quelle moralischer Prinzipientreue. Dies ist mutig und zugleich bedenkenswert. Die Kraft, die Baeck in der Zeit des Nationalsozialismus brauchte, können wir nur ahnen. Dies gilt insbesondere für seine Entscheidung, das Wissen um die Judenvernichtung für sich zu behalten. Wie immer man dies beurteilt, augenfällig ist, dass bei Baeck „keine Kluft zwischen dem, was er predigte, und dem, was er tat“ (S. 307), existierte. Dank seiner Prinzipienfestigkeit, Menschenliebe und Umsicht wurde er zu einer bestimmenden Gestalt des deutschen Judentums.

Marburg

Ulrich Sieg



**ARCHIV DES
LIBERALISMUS**

Friedrich Naumann Stiftung
Für die Freiheit.

in Kooperation mit



recensio.net